

A. E. Johann

Die Wildnis

Roman



Erster Teil

24. V. 1947.

Ich habe mich noch nie an einem Tagebuch versucht. Inzwischen bin ich zweiundsechzig Jahre alt geworden. Zweiundsechzig Jahre sind eine lange Zeit, wenn man so viel in seinem Leben erfahren hat wie ich und so weit umhergeworfen wurde.

Manche Nacht und manche Stunde hat mich das weiße Blatt schon angestarrt. Manch ein Güterzug und mancher Schnellzug klirrte draußen über die Gleise. Sie haben mich kaum gestört; dicht umdrängten mich die Gesichter der Vergangenheit.

Wenn man so am Ende seines Lateins angelangt und so alt geworden ist wie ich, dann muss man allmählich mit der Vergangenheit abrechnen; ich muss feststellen, ob sie mir oder ob ich ihr etwas schuldig blieb – ob sich der schmerzliche Aufwand, den man Leben nennt, überhaupt gelohnt hat.

Ich glaube dies deutlich zu spüren: Mein Dasein ist noch nicht verurteilt, nur vergangen zu sein.

Doch in der Flaute, die wie eine Krankheit die Gewässer rings um mich befiel, widerstehe ich der Versuchung nicht, mich über die Reling zu lehnen und in die glasklaren, unbewegten Wasser hinunterzublicken, die mein Fahrzeug tragen.

Und ich sehe sie unter mir in den Fluten versunken – und leise verzerrt die Spiegelung des Wassers ihre Umrisse: die Dörfer und Städte von einst, die Wiesen und Wälder.

Ich selbst wandle unter mir in der gläsernen Tiefe dahin und werde des kühlen Beschauers nicht gewahr, der sich über des Schiffes Bord herniederbeugt und starrt und lauscht, so inbrünstig, als könnte er wieder lebendig machen, was seit Jahrzehnten schon ins Vergessene hinabsank!

Seht ihn an, wie er hinschlendert, jener Wilhelm Barkholtz, der ich gewesen bin. Sein Schopf ist noch blond und dicht; seine mächtigen Schultern hält er breit und aufrecht. Mühelos trägt er seine Ein-Meter-Neunzig und lässt sein Bambusrohr an der elfenbeinernen Krücke wirbeln, wobei er sich vergnügt eins pfeift – was kostet die Welt? So trug man sich damals auf dem Bund von Yokohama oder auf dem Market-Place von Sydney, damals vor dem Ersten Weltkrieg. Und der griese Wilhelm Barkholtz oben knurrt zwischen den Zähnen, wie er den gläsernen da unten im Vineta der Vergangenheit spazieren sieht: »Warte nur, du Laffe, dir wird das Pfeifen schon vergehen!«

Es ist wohl eine Stunde her, dass mich Clar durch die verschlossene Tür aus dem Nebenraum anrief:

»Bist du immer noch auf? Es muss doch schon sehr spät sein.« Ich habe ihr geantwortet:

»Schlafe nur, Kind! Ich krame ein wenig in Erinnerungen. Morgen ist ja Feiertag!«

»Ach ja!«, hörte ich sie erwidern und sich mit einem Seufzer auf die andere Seite drehen, wobei ihre dürftige Bettstatt wie gewöhnlich knarrte. Sie vermag ja unablässig zu schlafen. Gott sei Dank, dass sie es kann: So wird sie am ehesten die furchtbaren Erlebnisse und Entbehrungen verwinden, die sie seit dem Zusammenbruche erlitten hat.

Wie ein Wunder erscheint es mir, dass ich das zerrupfte, halb zerstörte Mädchen sozusagen von der Straße aufsammeln konnte. Ich hatte es schon aufgegeben, in dem grässlichen Wirbelsturm den letzten halbflüggen Vogel aus unserem Barkholtz'schen Nest noch zu retten. Denn Clar, oder Clarissa, wie sie eigentlich heißt, meiner Schwester letztes Kind, ist außer mir der einzige Mensch, in dem noch Barkholtz'sches Blut fließt. Alle anderen sind auf dem ungeheuren Scheiterhaufen, auf dem sich Deutschland falschen Göttern opferte, mit verbrannt und als tote Asche in den Wind geblasen.

25. V. 1947. Pfingstsonntag!

Mit den einzigen Freunden, die wir hier fanden, sind wir am Nachmittag auf den Schulterberg gestiegen: mit Geiger und seiner Frau. Geiger ist Bürgermeister des kleinen fränkischen Landstädtchens Hahnewald, in dem uns das wirbelnde Kielwasser des Krieges an den Strand spülte. Ich konnte dem Städtchen einen Dienst leisten: Auf Soldaten der amerikanischen Besatzungstruppe war geschossen worden; warum und von wem, das blieb unklar, doch sollte an der Stadt ein Exempel statuiert werden. Mir kam das alles äußerst blödsinnig vor. Ich legte mich mit meinen besten Sprachkenntnissen ins Mittel. So angesprochen ließen sich die Fremden schließlich überreden, Gnade für Recht ergehen zu lassen.

Nach diesem handgreiflichen Beweis meines Könnens nahm mich die gute Stadt vom Fleck weg in ihre Dienste, um zu dolmetschen. Später bot mir der neue Bürgermeister, eben Geiger, an, als Lehrer am Progymnasium des Städtchens zu wirken – aushilfsweise! Ich nahm den Vorschlag an und konnte für Clar und mich diese kleine Wohnung herausschlagen.

Warum also nicht? Ich putzte meinen lang vergessenen Doktorhut, besann mich auf mein schönes Baseler Staatsexamen in den Naturwissenschaften, fand sogar unter meinen geretteten Papieren noch einen Beleg darüber und unterrichte nun zu meinem eigenen Erstaunen die Büblein des Städtchens in Mathematik, Physik und Chemie, das heißt: bis auf Weiteres, provisorisch! Denn die echten Magister werden eines Tages wieder auftauchen.

Morgen ist abermals Feiertag, und ich darf mir die Nacht um die Ohren schlagen. Clar mit ihren achtzehn Lenzen lächelt mitleidig freundlich, wenn ich bis in die Puppen schlafe ...!

Vor mir unser »häuslicher Herd« – wie prächtig sie das Ungeheuer wieder geputzt hat! Ich habe ihr schon hundertmal davon abgeraten; umsonst ist jede Mühe, die auf diese Missgeburt der Technik verschwendet wird.

Denn ich schreibe dies natürlich in unserer winzigen Küche; hier steht der einzige Tisch, groß und fest genug, daran zu schreiben. In meinem Zimmer gibt es nur eine alte, grün gestrichene Waschkommode, die ich obendrein voller Bücher gepackt habe, und schließlich ein gebrechliches Möbel auf Rollen, das zwar an einen Tisch erinnert, aber keiner mehr ist. Wenn man viele Jahre unter dem blanken Himmel kampiert hat, dann nimmt man solche Kleinigkeiten mit Humor.

Draußen schreit ein Käuzchen. Wahrscheinlich hat es sich in dem zerschossenen Wasserturm der Eisenbahnstation ein Notquartier eingerichtet.

Es ist wunderbar still und kühl und dunkel. Kein Auto stört den Frieden mehr.

Wollt ihr euch wirklich nahen, ihr Gesichte der Vergangenheit?

*

Unauslöschlich haben sich mir die Ereignisse jener Nacht im September des Jahres 1917 ins Gedächtnis eingegraben. Von ihr ab rechne ich mein Schicksal, obgleich ich damals schon zweiunddreißig Jahre zählte. Die Tage zuvor waren von jener berausenden Klarheit, jener schwermütigen Süße erfüllt gewesen, wie sie nur die Indianer-Sommer im Felsengebirge als letztes, holdstes Opferfest des Jahres aufblühen lässt. Ich arbeitete an meiner Fallenstrecke, die mir und meinem Gefährten Dan den Winter über Beschäftigung – und Pelze! – gewähren sollte. Aber stets kehrte ich früher auf meinen Berg heim: Zu sehr verlangte mich danach, von der Höhe den Abend über Bergen und Wäldern verblassen zu sehen.

Das Blockhaus, in dem ich wohnte, duckte sich in eine Mulde an der Berglehne. Vor Jahren hatte hier ein Windbruch den Wald gelichtet. Die gestürzten Fichten lieferten im Überfluss das Baumaterial für die Hütte; meine Vorgänger hatten das niedrige, ziemlich längliche Obdach mit viel Kunst und Sorgfalt wie für die Ewigkeit gefügt. Die Stirn des Hauses war westwärts dem Tale zugekehrt, mit einer schlichten Veranda davor, die von dem vorspringenden Dach beschirmt wurde. Der Boden schwebte schon in mehr als Mannshöhe über dem felsigen Grund, denn der Hang fiel talwärts immer steiler ab, um schließlich senkrecht zum Fluss hinunterzustürzen. Er bahnte sich in der kühlen, feuchten Tiefe in wildem Gleichmut seinen Weg, an glatten Wänden vorbei, seine Gletscherwasser um bemooste Felsen gischend, wütend und ewig.

Auf einem groben Schemel hockte ich. Hinter der Kette der Kaskaden war die Sonne zur Rüste gegangen. Aber noch brandete ihr Licht wie goldener Schaum über die fernen Gipfel und zeichnete die Felsentürme mit brennendem Pinsel nach. Waren die Berge nicht kristallen, aus nachtblauem Glase aufgebaut? Je dunkler es wurde, desto seltsamer spielten die Farben ins Violette hinüber. Über dem tief sich abwärts beugenden Tal schwebten zwei Raubvögel in weiten Kreisen ruhevoll.

In der unendlichen Stille vernahm ich den Gesang des Stromes aus den Abgründen. Wie ich ihn liebte, den verhaltenen Orgelton aus dem Innern der Erde! Seit ungezählten Sommern durchrauschte er das verschwiegene Tal. Ein Lied der unaufhaltsamen Zeit; sie sang es sich selber, niemand sonst zur Ehre, es sei denn einem Gotte – oder gar Gott!

Wenn mit den rinnenden Stunden die Schatten der Nacht mich dichter umringten, wenn die Sterne aufbrannten, zuerst die wandelnden, Venus oder Mars oder Jupiter, mit trostvoll ruhigem Licht, die festgehefteten dann, der mächtige Sirius, Aldebaran, der lodernde, diamanten die Wega, wenn der Gesang des meerwärts strebenden Stromes in der höher wogenden Dunkelheit stärker und selbstgewisser zu brausen begann, wenn tauige Kühle und die Düfte der Nacht mir Gesicht und Hände fächelten, so überfiel mich wohl eine sonderbare Erstarrung. Ohne ein Glied zu rühren, lauschte ich dann auf das dumpfe Klopfen meines Herzens; in den Ohren pochte es wie auf gedämpfter Pauke. Lebte ich noch? War ich noch ich? Ich verging, vermischte mich ganz mit den Säften der Einöde. Wuchsen nicht Wurzeln aus meinem Herzen tief ins felsig-feuchte Erdreich? Schwebte ich nicht auf den Schwingen der Steinadler über dem Abgrund der Nacht? Rann mein Blut nicht einsam und selbstverloren durch die Gefäße meines Leibes wie die Ströme tief in den Schluchten, Geäder des Gebirges? Wer war ich, der ich allein hier lebte, inmitten ungeheurer Berge? Ich wusste nicht einmal, ob sie alle schon Namen trugen. Gott hat sie namenlos erschaffen.

Erstarrt saß ich lange, nur noch ein winziges Teilchen der Nacht. Und bis in die letzte Faser, den feinsten Nerv durchwogte mich das hinreißende Glück, die zermalmende Qual vollkommener Einsamkeit.

Gewöhnlich weckte mich ein fallender Stern aus meiner Starre. Die Schnuppe stürzte ihren knisternden Silberbogen mitten in mein Herz und der Funken sprang über.

So auch in jener Nacht, von der ich erzähle. Ich erhob mich steif und reckte mich. Noch einmal warf ich einen Blick über das schlummernde Tal. Es war verwandelt nun; der Zauber hatte mich entlassen. Friedvoll schwieg die Wildnis mir zu Füßen; jenseits hoben sich sanft in den Nachthimmel die Schattenrisse der Kaskaden.

Ich trat ins Haus und entzündete die Kerze; ich goss mir ein Glas kalten Tee ein und setzte mich an den Tisch.

Bald würde der bescheidene Kerzenschein Besuch herbeilocken, eine Waldeule, die am Rand der Lichtung in einer hohlen Fichte wohnte. Da war sie schon! Ihr Ruf fuhr klagend zu mir herüber. Wie immer saß sie auf dem zugespitzten Felsblock, der sich ein Dutzend Schritte unterhalb der Veranda gleich einem Wächter drei Mann hoch aufreckte.

Geheimnisvoll, schön und voll Wahrheit stiegen ewige Werke vor mir auf, gleich fernen Felsenküsten: Herrlich und immer herrlicher sich entschleiernd grüßen sie heimkehrenden Schiffen fern trostvoll und heimatsüß entgegen, und ich fand mich verzaubert an den Quellen wieder, die im innersten Abgrund sprudeln.

In jener Nacht, als die Eule schrie, das Flämmchen der Kerze brannte und auf der Eisenplatte meines Herdes einen stumpfen Widerschein weckte, in jener Nacht, in der mein Schicksal seinen Anfang nahm, denn bis dahin war das Leben nur Vorbereitung gewesen, las ich die Verse:

»Mein Herz ängstigt sich in meinem Leibe, und des Todes Furcht ist auf mich gefallen. Furcht und Zittern hat mich befallen, und Grauen hat mich übermannt.

Ich sprach: Oh, hätte ich Flügel wie die Tauben, dass ich flöge und wo bliebe! Siehe, so wollte ich ferne hinwegfliehen und in der Wüste mich verbergen!«

Und ich? Wovor bin ich geflohen?

Ich löschte endlich das Licht und trat noch einmal vors Haus. Es war Zeit, schlafen zu gehen. Am kommenden Tage wollte ich die beiden letzten Fallen meiner Strecke an die gewählten Plätze schaffen und verankern; das bedeutete einen Marsch von zwanzig Meilen hin und zurück, hin mit beträchtlicher Last.

Ich würde mir am anderen Ende der Fallenstrecke ein festes Obdach bauen müssen, denn ich hatte eine weite Strecke ausgelegt. Dreimal in der Woche wollte ich sie ablaufen, mich mit Dan abwechselnd. Es empfahl sich sehr, für den Fall eines plötzlich hereinbrechenden Unwetters oder gar Unfalls einen Nothafen anzulegen. Das würde mindestens eine Woche kosten. Hoffentlich hielt das trockene, warme Wetter des Herbstes noch an.

Kein Mond schien. Nur das Sternenlicht rieselte mild. Der Wind schlief. Aus der Tiefe sang der Strom. Ich stand auf dem Grunde der Nacht. Und über mir wogte das Meer der Ewigkeit.

Der Waldkauz strich von der Felsnadel ab, auf lautlosen Schwingen dicht an mir vorbei, dass ich kühl die Luft wehen fühlte.

Gerade schickte ich mich an, den Stuhl und einige Geräte ins Innere der Hütte zu tragen (manchmal kamen vor Morgengrauen Braunbären zu Besuch und verschleppten oder zerbra-

chen im Spiel, was draußen umherstand), als mich ein ungewohnter Laut aufhorchen ließ. Ich richtete mich auf, hielt den Atem an und lauschte.

Jetzt ...! Ja, kein Zweifel war möglich: Es rief jemand in der Nacht, ganz ferne, doch deutlich hörbar.

Wieder der Laut aus Süden! Der Rufende musste etwa dort zu suchen sein, wo der Pfad aus dem Felsen kletterte und den Talgrund erreichte. In der nächtlichen Stille, der unbewegten, kristallinen Luft, trug der Schall unglaublich weit.

Ob es Dan war, der mich rief? Doch der kannte den Weg auch bei Nacht. Wer aber auch immer des Nachts da unten rief, er war in Not! Nur mir konnte der Ruf gelten, denn außer mir atmete kein menschliches Wesen in diesen Bergen und Tälern weit im Umkreis.

In kurzen regelmäßigen Abständen hörte ich den Ruf nun, ein kaum vernehmbares Seufzen, von weit her. Ich sprang ins Haus, entzündete eine Sturmlaterne und eilte mit ihr wohl hundert Schritte den Pfad entlang bis zu einer Stelle, wo er sich um eine weit ins Tal vorspringende Felsnase wand; hinter ihr begann er sich sehr steil zu senken. Diesen Punkt, das wusste ich, konnte man vom oberen Ende der Talwiesen her erkennen. An der Bergnase also blieb ich stehen und schwenkte die Laterne einige Male auf und nieder, verhielt dann – und nochmals auf und nieder. Lauschte: Da drang noch einmal der Ruf zu mir und verstummte dann. Man hatte mein Zeichen gesehen und verstanden.

Schon hatte ich die Laterne gelöscht – im Sternenschein unterschied ich den Steig viel sicherer – und eilte bergab. Nur Dan Halvorsen wusste, dass sich hinter der Felsnase die Hütte verbarg! Nein, nicht er allein ...!

Ich erschrak. Auch dem Thomas O'Flaherty hatte ich es anvertraut, als er mich mit seiner Schwester Anne vor einem Jahr besuchte. Auch der alte Mike O'Flaherty, ihr Vater, wusste davon. Die Vorbesitzer meiner Hütte waren ja seine Freunde gewesen. Als sie zu Beginn des Jahres 1915 in den Osten der Staaten zogen, wo sie sich leichteren Verdienst erhofften, hatten sie mir auf O'Flahertys Empfehlung gegen geringes Entgelt ihre Hütte mit aller Einrichtung abgetreten, denn O'Flaherty war mit einer Schwester meines Vaters verheiratet.

Mein Herz pochte wild; nicht bloß von der Hast des gefährlichen Abstiegs im unsicheren Sternenlicht!

Plötzlich stand wieder in meinem Hirn die Frage auf: Wovor war ich geflohen, als ich mich in diese Berge zurückzog?

Vor mir selber?

Oder vor Anne O'Flaherty?

Ich wundere mich heute noch, dass ich den Talgrund erreichte, ohne mir Knochen und Hals zu brechen, denn ich tobte bergab, als wäre es heller Tag und der schmale Pfad eine breite Treppe. Wahnsinn, auch nur zu vermuten, dass es Anne war, die gerufen hatte! Was wollte sie mitten in der Nacht in meinem entlegenen Tal? Unmöglich, es konnte Anne nicht sein!

Es war Anne!

Während ich die letzten hundert Schritte abwärts sprang, unterschied ich große Schatten, die sich auf dem Wiesenplan bewegten: Pferde. Da stand ein Mensch. Eine Frauenstimme rief:

»Bill, bist du es?«

»Ja!«

»Gott sei Dank!«

Ich näherte mich langsam, um die Pferde nicht zu schrecken.

»Anne, um alles in der Welt, was bringt dich hierher?«

Ich sah eine dunkle Gestalt im Grase liegen: Ich hörte einen Mann stöhnen. »Himmel, wer ist das, Anne?«

Sie reichte mir die Hand. Ihre Worte überstürzten sich: »Thomas ist es. Er blutet. Ich habe ihn gerade noch bis hierher bekommen; er konnte sich nicht mehr auf dem Pferde halten, obgleich ich ihn festband. Wir sind seit letzter Nacht unterwegs. Hier versagte er. Ich fand den Anstieg nicht. Die Pferde weigerten sich. Gott im Himmel sei Dank, dass du mich hörtest! Ich glaube, er stirbt! Bill, wenn er stirbt ...!«

Ihre Kraft war am Ende. Sie lag an meiner Brust und weinte heftig. Ich bebte wie ein Baum, neben dem der Blitz in die Erde schlägt. Ich schob sie sachte fort: »Komm, Anne! Was ist mit Tom?«

Ich entzündete meine Laterne. Fast erkannte ich Thomas nicht wieder. Sein Gesicht blickte mich grau an, war von Schmerzen schrecklich verzerrt. An der rechten Schulter und Brust zeigte das feste, bunt gewürfelte Hemd eine dicke Blutkruste, durch die ständig frisches Blut nachsickerte. An der rechten Hüfte schlug ebenfalls Blut durch die steife Cordhose. Mit dem Messer schnitt ich das Hemd fort. Ein Verband kam zum Vorschein; er bildete nur noch einen blutigen Knäuel. Ein Ausschuss dicht unter dem Kugelgelenk lag frei; unaufhörlich rann daraus der rote Lebenssaft. Der Einschuss am Schulterblatt war trocken und fest verkrustet, mit geronnenem Blut verklebt. Tom stöhnte entsetzlich, als ich ihn vorsichtig zur Seite drehte, um den Einschuss zu finden. Ich rührte die Kruste nicht an, schnitt die Fetzen des Verbandes rundum weg.

»Wir müssen das Blut zum Stehen bringen; es ist hellrot und schaumig. Die Lunge ist gestreift.«

»Ich habe noch Verbandstoff!«

Aus Mull drehte ich einen steifen Pfropfen und stopfte ihn in den Wundkanal, drückte dann den Handteller darauf. Tom stöhnte wie ein Tier und wand sich. Wohl eine halbe Stunde hielt ich den Pfropfen mit meiner Hand fest an seinem Platz. Er beruhigte sich, lag schließlich ganz still. Ich konnte die Hand endlich abheben: Es hatte sich ein fester Wundverschluss gebildet. Ich hüllte die ganze Schulter abermals in einen festen Verband.

Er schien zu schlafen. Ich flüsterte:

»Wie schaffen wir ihn jetzt auf den Berg?«

»Wenn er sich etwas ausgeruht hat ... Hier können wir nicht bleiben.«

»Hole die Pferde, Anne! Dich kennen sie. Mir würden sie doch nur davonlaufen. Ich glaube, sie sind zum Fluss hinunter!«

»Ja, Bill!«

Sie ging durch das tiefe, taunasse Gras davon und war bald in der Nacht verschwunden.

Noch hatte ich keine Ahnung, was geschehen war. Sie hatten sich zu mir geflüchtet. Irgendetwas Schreckliches musste geschehen sein. Es kümmerte mich kaum. Eins nur wusste ich: Anne in höchster Not war zu mir geflohen – zu mir! Anne, mitten in meine Einöde!

Da tauchte sie wieder auf, die beiden Pferde am Zügel führend. Ich rüttelte Tom sachte, er schlug die Augen auf, lächelte mühsam:

»Bill, du? Gott sei Dank!«

»Tom«, sagte ich, »du musst noch einmal aufs Pferd. Wirst du's noch eine Stunde aushalten?«

»Es muss ja gehen!«

»Wir stützen dich beide!«

Ich hob ihn aufs Pferd. Manchmal ist es gut, wenn man so groß ist wie ich und Hufeisen auseinanderbiegen kann. Anne setzte sich rittlings hinter ihrem Bruder auf des Pferdes Kruppe und umschlang ihn mit ihren Armen. Ich führte den Gaul. Den Zügel des zweiten Tieres band ich an den Schwanz des ersten.

Es wurde ein hartes Stück Arbeit, denn das Pferd war müde und störrisch; aber wenn es nicht wollte wie ich, presste ich ihm das Gebiss um den Unterkiefer, dass es knirschte. Es musste mir die teure Last auf den Berg tragen. Ich konnte es jetzt nicht schonen.

Ehe es noch dämmerte, schlief Tom schon auf meiner Bettstatt, Anne auf einigen weichen Bärenfellen.

Ich lag auf einer Schütte trockenen Mooses, sah leise den Tag in den Fenstern meiner Hütte aufglimmen und horchte auf die tiefen Atemzüge der Schlafenden. Anne flüsterte zuweilen im Traum, aber ich konnte nichts verstehen.

Bis auch mir die Augen zufielen.

31. V. 1947.

Als ich vor sechs Tagen die letzten Worte geschrieben hatte, muss ich bald darauf an meinem Küchentische eingeschlafen sein. Ein Wunder war es schließlich nicht. Über Pfingsten hatte ich mir nur wenig Schlaf gegönnt. Kühl wehte schon die Frühluft in das offene Fenster. Der Kopf war mir einfach auf die Brust gesunken. Die Hand lag noch auf dem Papier; aber der Stift war ihr entfallen.

Clar hat es mir berichtet. Ihr erschreckter Ausruf weckte mich. Ich fuhr verwirrt hoch. Im Traum hatte soeben die Eule geschrien. Aber nicht Anne stand vor mir, wie ich wohl vermutet hatte, sondern, in ihren alten blauen Bademantel gehüllt, Clarissa.

»Was ist denn?«, fragte ich ärgerlich.

»Ach, Ohm, du hast mich so erschreckt! Du hast dagesessen, als wärst du tot! Ich hörte etwas in der Küche und kam heraus, um nachzusehen, was es wäre. Es ist ja schon Zeit zum Aufstehen. Warst du noch gar nicht im Bett?«

»Nein! Ich muss über meiner Schreiberei eingeschlafen sein. Sieh, da stehen sie noch, die letzten Worte: Bis auch mir die Augen zufielen.«

Sie blickte mit mädchenhafter Neugier auf das Blatt.

»Schreibst du ein Buch, Ohm?«

»Das nicht gerade. Ich notiere mir nur einiges, was ich nicht vergessen möchte. So eine Art nachgeholtes Tagebuch. Wenn ich dann einmal tot bin, darfst du es lesen!«

»Da kann ich ja noch lange warten!«

»Sehr schmeichelhaft! Aber wahrscheinlich deckt mich schon die Erde, wenn du erst gerade ans Heiraten denkst.«

»Ach, rede nicht so. Du willst mir bloß Angst machen. Ich will nichts vom Heiraten wissen. Warum kann nicht alles so bleiben, wie es ist: dass ich dir die Wirtschaft führe und die Krageplätte und die Strümpfe stopfe. Du bist doch jetzt so etwas Ähnliches wie Studienrat. Der braucht eine Haushälterin!«

»Gewiss, gewiss! Ich bin durchaus einverstanden mit dem jetzigen Zustand!«

Mir war etwas ungemütlich bei dem Gespräch. Diese jungen Dinger von heute reden wie ein Wasserfall, wenn sie etwas durchsetzen wollen. Aber wie sie da stand, noch kindlich schmal,

ziemlich hoch aufgeschossen, eng in ihren verschossenen Mantel gewickelt, das kastanienbraune Haar wirr um die reine, ungetrübte Stirn und die graugrünen Augen, die schon so viel Entsetzliches gesehen haben. Mit bestürzender Deutlichkeit erinnerte sie mich wieder an meine Mutter, ihre Großmutter.

»Lass uns jetzt Kaffee trinken. Ich lege mich dann hin und nachmittags wandern wir zum Gnevenwald, das heißt, wenn du nicht lieber schwimmen gehen willst. Ich täte das auch ganz gern; aber das junge Gemüse an der Wirtel macht mir zu viel Spektakel. Morgen muss ich sowieso wieder so tun, als ob ich den Bakel schwinge.«

»Lieber gehe ich mit dir in den Gneven! Lässt du mich jetzt allein hier, damit ich mich wasche und fertig mache?«

»Natürlich! Rufe mich dann!«

Ich legte meine Papiere zusammen und verschwand in mein Zimmer.

So leben wir beide zusammen, die Achtzehnjährige und ich, der Zweiundsechzigjährige, der zwar noch schwimmt, beliebig lange, und acht oder zehn oder vierzehn Stunden im Sattel sitzen würde, wenn es üblich wäre, dass in Deutschland die Studienräte reiten – und nun gar die Hilfsstudienräte (die »im Zuge des Zusammenbruchs« auf ihre Posten gelangt sind!) –, und wo Reiter den unbeweisbaren Verdacht erwecken, entweder Militaristen oder Junker oder gar – entsetzliche Vorstellung! – beides zugleich zu sein!

Jetzt ist es nun mit Gottes Hilfe wieder Samstag geworden. Meine Bengels sind sicher mit mir zufrieden gewesen; die Hebelgesetze machten ihnen Spaß, und im Übrigen war ich meist nicht bei der Sache.

*

Ich zergrübele mir das Hirn, wie sich damals vor zweiunddreißig Jahren auf meinem Einöberg über dem brausenden Shaggy-River das Schicksal weiter entfaltete.

Anne pflegte ihren Bruder mit Hingabe. Ich hatte eigentlich nicht viel mehr zu tun, als für Essen und Trinken zu sorgen. Tom lag im Fieber, vermochte kaum die Augenlider zu heben vor Schwäche. Es wird mir immer ein Wunder bleiben, dass er überhaupt mit seinen Wunden den weiten Ritt hat überstehen können. Aber er war auf Pferdes Rücken in der Wildnis groß geworden und nie eine Stunde krank gewesen.

Sein Vater, der alte Mike O'Flaherty, züchtete Schafe auf einer riesigen Farm am Columbia. Der Ire O'Flaherty, der sich als einer der Ersten in diesen entlegenen Landstrichen niedergelassen hatte, hatte seine beiden Kinder in der gleichen schroffen Ablehnung Englands erzogen, die er als Knabe aus der Armut Irlands mitgebracht und die ihm sein Vater als ein heiliges Vermächtnis aufgetragen hatte. Seine deutsche Frau, meines Vaters Schwester, hatte

nichts daran zu ändern vermocht. Wahrscheinlich hatte sie den schwarzhaarigen, schnellen, unbeugsamen Mann viel zu sehr geliebt. Die Barkholtz stammen aus dem Kehdinger Land, von der Unterelbe, und soweit sie nicht Bauern oder Pastoren gewesen sind, waren sie zur See gefahren und hatten oft genug ihre großen Knochen in die fernsten Meere gesenkt.

Eine romantische Geschichte übrigens, wie die Cora Barkholtz an den Iren Mike O'Flaherty kam. Mein Vater, Lauritz Barkholtz, segelte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Eigentümer und Kapitän eine Viermastbark über die Seven Seas. Er frachtete insbesondere Holz von der Westküste Nordamerikas nach Japan und China und brachte Seide und Kulis zurück. Auf diesem Schiff habe ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht, denn meine Mutter, ich und schließlich meine um fünfzehn Jahre jüngere Schwester Minna, wir lebten alle mit meinem Vater an Bord der »Barbara Veit« (so hieß meine Mutter, ehe sie heiratete). Wie andere Kinder im Kinderwagen festgebunden werden müssen, damit sie nicht auf den Rasen fallen, so musste ich mit einem Gurt aus altem Segeltuch festgezurrt werden, um nicht in den Pazifischen oder Indischen Ozean zu stürzen.

Auf einer dieser Reisen hatte mein Vater seine Schwester Cora mitgenommen, die sich ein wenig die Welt ansehen sollte, ehe sie sich endgültig im Kehdinger Land niederließ. Denn eine Weile die Nase in Allerweltswind gehalten zu haben, das verstand sich für jeden und jede Barkholtz beinahe von selbst. Ich war damals neun Jahre alt und stand kurz vor meiner Übersiedlung nach Basel zu den Verwandten meiner Mutter; irgendwo musste ich schließlich »richtig« zur Schule gehen; ich wuchs meiner Mutter, die mich bis dahin sehr sorgsam unterrichtet hatte, allmählich aus der Hand; und es machte ihr immer weniger Spaß, mir den alten Bootsmann Lührs in die Wanten nachsenden zu müssen, wenn Religion oder Kopfrechnen angesetzt waren. Mein Vater lachte nur zu meinen Streichen, und meine Mutter hatte oft genug zu beweisen, dass sie uns beide, den großen und den kleinen Barkholtz, nicht nur auf liebendem, sondern auch auf geduldigem Herzen trug. Nun deckt sie längst die grüne See, vor der sie eine geheime Furcht wohl nie ganz verwunden hat. Eine Baseler Bürgerstochter – auf allen Meeren daheim, das passt gewiss nicht zusammen. Ob sie glücklich war?

Tante Cora war weißhäutig, hellhaarig, blauäugig, kleiner und zierlicher als mein Vater, der überlebensgroß geraten war. Ich weiß noch, dass sie mir vornehm und stolz erschien, denn sie trug stets eine goldene, edelsteinbesetzte Brosche, die ein geflügeltes Insekt darstellte, einen breitrandigen Florentinerhut und einen mit vielen seidenen Rüschen besetzten Sonnenschirm. Diese drei Abzeichen ihrer Würde prägten sich mir fest ein.

Wir kamen nach Snohomish, nördlich Seattle. In San Francisco hatten wir eine Ladung chinesischer Kulis an Land gebracht; das war für mich eine aufregende Fracht gewesen. Die

schlitzäugigen Männer schleppten alle ein Säckchen Heimaterde über den Ozean, um damit begraben zu werden, wenn sie in der Fremde sterben sollten. Ich fand die Beutelchen überaus erregend, und meine Mutter hatte einige Differenzen mit mir auszufechten, weil ich mir unbedingt einen Zopf wachsen lassen wollte, wie ihn meine schnell gewonnenen Freunde, die Söhne des Himmels, trugen.

In Snohomish wollten wir die »Barbara Veit« voll Schnittholz für die Kaiserlich Chinesische Regierung laden. »Für die alte Kaiserin in Peking!«, sagte mein Vater und erzählte mir Wunderdinge von dem bösen Drachen in der Verbotenen Stadt.

Doch mussten wir aus irgendeinem Grunde auf unsere Ladung warten, und mein Vater überredete meine Mutter, mit ihm einen Ausflug in die Berge zu machen, die sich östlich und westlich des mächtigen Puget-Sundes erheben, an dem Seattle liegt. Er wusste, wie sehr meine Mutter sich stets nach Bergen und grünen Wäldern sehnte, und er nahm jede Gelegenheit wahr, sie für ein paar Tage vergessen zu machen, dass er sie um Haus und Hof und Garten gebracht hatte und ihr nur das schwankende Achterdeck eines hölzernen Schiffes als Heimat bieten konnte. Die »Barbara Veit«, die in der Bucht vor Anker lag, wurde der Obhut des Ersten Steuermanns, des ebenso schweigsamen wie unübertrefflichen Herrn Habersack, überlassen. Ich wurde indessen dem allkundigen Bootsmann Lührs anvertraut, der der einzige Mensch war, der mich zuweilen verprügelte, sehr zum Schrecken meiner guten Mutter (mein Vater sah nicht hin; er wusste, was er an seinem Bootsmann hatte), Lührs, den ich bedingungslos als den Inbegriff aller Mannhaftigkeit und brotlosen Künste verehrte.

Selbst meine Mutter konnte nicht leugnen, dass Lührs, dieser kleine, scheinbar plumpe, glatzköpfige Mann, mit Muskeln wie eiserne Knollen, krummen Beinen und viereckigen Händen aus Teer, Horn und Leder, besser auf mich aufpasste als zehn Kindermädchen, dass ich ihm vor allen Dingen besser an der Leine ging als der Pudel seinem Herrn. Wir lebten auf der »Barbara Veit« als eine einzige große Familie, will es mir in der Erinnerung, der wahrscheinlich schönfärberischen, erscheinen; und der Vater herrschte über uns alle unbeschränkt, wohl nicht immer voller Langmut, sicher aber mit Großmut und Anstand. So wuchs ich auf mit Vater und Mutter, dem Ersten und dem Zweiten Steuermann, dem Bootsmann und dem Zimmermann, dem Segelmacher und den anderen »Händen« allen, einschließlich Koch und Moses, dem Schiffsjungen, Claas Claassen aus Jadebüll, den ich mit seinen weidlich abstehenden Ohren nicht gut leiden mochte. Denn mit unbeschreiblichem Hochmut nahm er meine Winzigkeit nie zur Kenntnis, durfte er doch mit in die Wanten, selbst hinauf zur Royal-Rah, während mich Lührs stets herunterholte, wobei er mich unter den linken Arm klemmte wie ein Paket. Auf Deck bekam ich dann eine hinter die Ohren, die nicht von schlechten Eltern war,

und Lührs sagte etwa: »Da hast du noch gar nichts auf zu suchen, da auf der Fock, du ungeteerten Nichtsnutz! Da ...! (Ohrfeige.) Die wäscht dich kein Regen mehr ab!«

Nun gut! Vater und Mutter ließen sich an Land rudern; Tante Cora war natürlich mit von der Partie. In fünf Tagen sollten die Ausflügler wieder zurückkehren. Am sechsten Tage wollte Vater das Schiff zur Ladestelle verholen lassen. Am siebenten würde die Ladung bereit zur Übernahme sein. So war es abgesprochen. Aber das Beiboot wartete den ganzen fünften Tag über an der Pier; der Herr Kapitän und die Seinen stellten sich nicht ein. Habersack brachte das Schiff an den Ladeplatz. Wir luden Bündel auf Bündel von schönen glatten Brettern, Rot-Zedern müssen es gewesen sein. Die ganze Besatzung war von Unruhe und Besorgnis erfüllt. Am vierzehnten Tage, als wir längst wieder auf der Reede vor Anker lagen, denn die Laderäume waren voll, die Luken dicht, das Schiff segelfertig, erschienen Vater und Mutter – in düsterster Stimmung. Tante Cora fehlte. Noch am selben Nachmittag signalisierte Vater den Schlepper herbei. Der nahm uns an die Leine, und wir glitten über den weiten, stillen Sund der Juan-de-Fuca-Straße und der offenen See entgegen.

Auf meine Frage, wo Tante Cora geblieben wäre, erhielt ich nur eine ausweichende Antwort. Mit der Zeit reimte ich mir jedoch aus gelegentlichen Äußerungen bei Tische das Wesentliche zusammen: Tante Cora hatte an Land einen Mann gefunden, war vom Fleck weg geheiratet worden und kam nicht wieder mit nach Hamburg. An Land passierten so verrückte Sachen; auf See kam dergleichen nicht vor, da ging alles ordentlich und verständig zu. Das war Lührs' Auffassung von der Sache und meine demzufolge auch.

Heute verstehe ich den Ärger meines Vaters, das beschämte Entsetzen meiner Mutter. Auf einem Fest in dem Städtchen Snohomish hatte Cora Barkholtz den Iren Michael O'Flaherty kennengelernt. Die beiden so verschiedenen Menschen, er fast schwärzlich zu nennen, feurig, witzig, leicht aufbrausend, sie in ihrer hochmütig wirkenden Langsamkeit, hellhäutig, doch offenbar fähig zu kühler Glut, entbrannten zueinander auf den ersten Blick. Noch am gleichen Abend beschlossen sie zu heiraten; sie führten den Beschluss auch aus gegen alle Bedenken, gegen alle heftigen Proteste meines Vaters und meiner Mutter. Die blonde Cora aus dem Kehdinger Lande erklärte mit der ganzen Starrköpfigkeit ihrer Rasse: »Wenn ihr beide meine Trauzeugen nicht sein wollt, dann mieten wir uns zwei von der Straße!«

Ein Pfarrer fand sich schnell, der die beiden zusammengab, nach katholischem Ritus übrigens, denn der irische Bräutigam war natürlich katholisch. Cora muss wohl völlig außer sich gewesen sein. Aber da sich die Eheleute wahrhaft liebten und achteten, hat es wohl wegen des Glaubens niemals Streit gegeben. Cora O'Flaherty, geborene Barkholtz, ist nie wieder nach Deutschland zurückgekehrt; sie zog mit ihrem Mann zu den Schwiegereltern in die östlichen

Wildnisse des Staates Washington, pflegte die alten Leute bis zu ihrem Tode und trat dann die Stelle ihrer Schwiegermutter an. Die Ehe entwickelte sich wider alles Erwarten sehr glücklich. Cora brachte die geduldige Liebe auf, die der Mann brauchte, und er verlieh ihrem Leben den schnelleren Schwung, nach dem sie sich im Geheimen gesehnt haben mochte.

Ich traue dem alten Glauben, dass nur ein wahrhaft liebendes Paar schöne und wiederum liebenswürdige Kinder zeugt. Wenn dies gilt, dann müssen der Ire O'Flaherty, der noch in Cahersiveen, in der Grafschaft Kerry, Irland, geboren war, und das helläugige Mädchen aus dem Kehdinger Land sich sehr geliebt haben, denn Anne, die Erstgeborene, und Thomas, der Jüngere, waren schön und liebenswürdig, wobei Tom mehr nach der Mutter, Anne mehr nach dem Vater geschlagen war.

*

Im April 1917 war Amerika in den Krieg gegen Deutschland eingetreten. Die O'Flahertys begeisterte das nicht sonderlich. Weniger, weil die Mutter aus Deutschland stammte, als vielmehr weil sie Iren waren ... Tom, der prächtige Bursche, ging an den ererbten irischen Überzeugungen zugrunde. Ich lernte damals, dass Hass immer sinnlos ist.

Tom wurde zu den Waffen gerufen; er gehorchte widerwillig. Der Drill wurde ihm, der nie in seinem Leben eingezwängt gelebt hatte, zur Qual. Wahrscheinlich verlieh er seinen Ansichten über den Krieg allzu oft und allzu deutlich Ausdruck; vielleicht hatte sich auch seine deutsche Mutter herumgesprochen. Bei einer Felddienstübung mit scharfen Patronen verlor er sich aus der Hand und schoss einen Kameraden namens Burley, der ihn hänselte und schon oft gehänselt hatte, über den Haufen. In der ersten Panik floh er. Wohin anders als nach Hause! Der Telegraf war schneller. Polizei erwartete ihn. Doch er näherte sich der heimatlichen Farm nicht ohne Vorsicht. So entging er dem Hinterhalt, den man ihm gelegt hatte, um Haaresbreite. Die Häscher sandten ihm einen Schauer von Kugeln nach, trafen aber erst, als er schon zu Pferde saß und über den Koppelzaun fegte – sonst hätte er sich wohl kaum noch auf den ungesattelten Gaul schwingen können. Eine Stunde lang verfolgte ihn die Polizei; dann verbarg ihn die Nacht in ihrem schützenden Mantel.

Anne aber, die zarte, zierliche, mit dem Antlitz einer süditalienischen Madonna, wusste ihn verloren, wenn er nicht vor Tagesanbruch weit war und jede Spur gelöscht. Sie glaubte auch, erkannt zu haben, wie ihn eine Kugel ereilte, packte also in fliegender Hast das Notwendigste zusammen, umarmte Vater und Mutter und zog im weiten Bogen mit den besten Pferden davon. Nach ihr würde niemand fragen; man hatte sie kaum beachtet. Gleich stand bei ihr fest: Wenn ich Tom finde, bringe ich ihn in die Berge zu Bill. Dort vermutet uns niemand.

Der Vater hatte ihr beschrieben, wohin sich Tom wahrscheinlich gewendet haben mochte: in ein Gelände, wo ein unbeschlagenes Pferd kaum Spuren hinterließ, wo man dem Fliehenden nur mit großer Vorsicht folgen konnte. Anne, die nicht schlechter ritt als ihr Bruder und jeden Winkel des Landes kannte, stieß schon nach drei Stunden Weges auf den Verwundeten. Sie verband ihn, so gut sie konnte. Bald nach Mitternacht ritten sie weiter und gewannen bis zum Morgengrauen viele Meilen Vorsprung.

Die Verfolger haben den Fliehenden in ganz anderer Richtung gesucht, wie wir später vernahmen. Die Geschwister waren längst außer Gefahr, während sie noch wie gehetzt Stunde um Stunde vorwärts hasteten, den Pferden das Äußerste zumutend.

So gelangten sie schließlich zu mir.